

hinein in universale Geschichte, über den engen Rahmen des Heimatbistums, der Heimatkirche und der europäischen Halbinsel hinaus. Sein Vortrag über das Problem der Weltmission und den Kolonialismus zeigt, daß er mit der Missionsproblematik wohl vertraut ist, wie auch manche Bemerkungen über den Europäismus. Bei ihm sind das keine Phrasen, sondern Urteile, die sich aus Tatsachen von selbst ergeben.

Daß J. eine bis jetzt zwei Bände umfassende Geschichte des Konzils von Trient verfaßt hat, das weiß wohl jeder, der auch nur eine bescheidene Ahnung von Kirchengeschichte hat. So ist es auch nicht verwunderlich, daß die Themen Trient und Konzil, Reformation und Gegenreformation in seinen Arbeiten immer wieder auftauchen. Fast der ganze zweite Band der ausgewählten Aufsätze und Vorträge kreist um sie. Vorgelegt werden u. a., als Grundlage etwa, die wesentlichen Linien des Kirchenbegriffes im 16. Jhd., dann die Redefreiheit auf dem Konzil, die Kosten des Konzils unter Paul III., die Teilnahme der Deutschen am Konzil, das Gefolge der Trienter Konzilsprälaten, weiter die Idee des Trienter Priesterseminars, die Bestimmungen des Konzils über die Bilderverehrung und die Reform der liturgischen Bücher. Einmal schaut J. ausdrücklich mit den Augen eines Kirchenhistorikers des 20. Jhdts. auf das Trienter Konzil zurück, um festzustellen, daß es für die Zukunft nichts verbaut, sondern ihr im Gegenteil vorgearbeitet hat. Und ein andermal gelingt es ihm, so ausgerüstet wie er es ist, das zweite vatikanische Konzil vom Standpunkt der Geschichte anzuvisieren, bevor es überhaupt eröffnet war, um so ein Zeugnis zu geben von den Erwartungen, die er selbst mit dem zweiten Vaticanum verknüpfte. Dieses Zeugnis erwächst aus einer kurzen, aber ungemein lehrreichen Fahrt durch die Konzilsgeschichte der Kirche, für die der Verfasser durch seine „Kleine Konziliengeschichte“ bestens gerüstet war. J. wünscht sich selbst, daß seine beiden Bände nicht nur studiert und nachgeschlagen, sondern auch gelesen würden. Wer ihm diesen Wunsch erfüllt, wird selbst reich beschenkt. Er wird nicht durch eine moderne Phraseologie gereizt. J. schreibt eine schlichte, aber gewählte und bildhafte Sprache, er ist ein echter Erzähler. Und das Erzählte ist Sache. Die Liebe des Verfassers zur Kirche und ihrer Geschichte ist auch in der Kritik noch immer deutlich spürbar. J. Barbel.

GODDIJN, Hans und Walter: *Sichtbare Kirche. Ökumene und Pastoral*. Einführung in die Religionssoziologie. Wien. 1966: Verlag Herder. 314 S. Ln. DM 27,—.

Auf die Gefahr hin, den (von seinem Fach her rechtens nicht pastoral-zweckhaft denkenden) Soziologen zu verärgern, muß gesagt werden: Seelsorger und Seelsorgsplanung muß noch mehr als bisher lernen, in soziologischen Kategorien zu denken. Sicher will diese „Einführung in die Religionssoziologie“ (Untertitel) auch diesem Anliegen dienen. Das Werk gliedert sich in zwei Hauptteile („Grundlagen“, „Aufgaben und Ausblicke“). Im ersten Teil wird über das Wesen der Religionssoziologie gesprochen, ferner über die Religion als Institution, das Verhältnis von Religionssoziologie und Theologie. Der zweite Hauptteil behandelt wichtige religiöse Probleme aus soziologischer Sicht: Kirche und Säkularisierung, religiösen Pluralismus und Ökumene, die Soziologie des pastoralen Handelns. — In diesem zweiten Teil wird auch der Leser, der keine tiefere Kenntnis religionssoziologischen Denkens besitzt, zahlreiche Anregungen empfangen. Kirche und Außerkirchlichkeit, Typisierungen kirchlichen Verhaltens, Funktionssäuberung der Kirche, soziologische Gesetzmäßigkeiten im Verhalten einer Diasporagemeinde, all das sind Dinge, die auch den Seelsorgspraktiker interessieren dürften. Im Gruppenverhalten des Menschen, auch was die Religion betrifft, gibt es eben bestimmte Grundmuster des Verhaltens, die man nicht mit theologischen Argumenten in den Griff bekommen kann, die man aber auch nicht ungestraft ignorieren darf, will man nicht Gefahr laufen, Energie und Kosten unnützlich zu investieren. Hier hilft das Buch in manchem weiter. Wenn allerdings das Werk als Einführung in die Religionssoziologie bezeichnet wird, ist das irreführend. Denn gerade der Grundlagenteil bietet zwar eine Standortbestimmung der Vf. im weiten Feld der Wahlmöglichkeiten, liest sich aber so abstrakt und schwer, daß der Unkundige schon bald resignierend aufhören wird zu lesen. Hier wäre eine wirkliche Einführung für den Nichtsoziologen, gerade als Hinführung zum zweiten Teil, sehr nützlich gewesen — sie wird nicht geboten. P. Lippert

KWANT, R. C.: *Soziale und personale Existenz*. Phänomenologie eines Spannungsbereiches. Wien 1967: Verlag Herder. 302 S. Ln. DM 27,—.

Das Werk ist eine Weiterführung von Gedanken, die Vf. bereits in einem anderen Buch: *Philosophie der Begegnung* (1959), angedeutet hat. Es zielt darauf ab, die „Illusion der Ideologie des Individualismus“ zu beseitigen und den sozialen Charakter der menschlichen Person nachzuweisen.

Darum befaßt es sich zuerst mit dem in der Vergangenheit vorherrschenden individualistischen Denken, das als philosophischer, staatswissenschaftlicher, pädagogischer, wirtschaftlicher und religiöser Individualismus auftrat. Diesem Gegenüber wird gezeigt, daß die menschliche Person in jeder Hinsicht von Gemeinschaft abhängt und ohne diese nicht zur Selbstverwirklichung gelangt. „Personalistisch“ ist nicht gleichzusetzen mit „unabhängig“. Die Gegenthese zum Individualismus ist der soziale Determinismus, nach dem die menschliche Person von der sozialen Faktizität ganz beherrscht wird. Dazu wird gesagt: Die

soziale Faktizität ist keine mit Naturnotwendigkeit wirkende Ursache, wenn sie uns auch so durchdringt, daß wir uns ihrem Einfluß nicht entziehen können. Sie nimmt uns nicht die Freiheit, sondern schafft Bewegungsfreiheit. Wir sind um so freier, je größer der soziale Einfluß in uns wird. Die Aufgabe der sozialen Faktizität besteht in der Ausbildung der Persönlichkeit.

Vf. sucht seine abstrakten Überlegungen oft durch Beispiele aus dem Leben einsichtiger zu machen.

Aufs ganze gesehen stimmt man den Ausführungen, die auch den bekämpften Theorien gerecht zu werden suchen, gern zu.

In einer eigenen Anmerkung (102, S. 291), wird darauf hingewiesen, die Formel, der neugeborene Mensch sei eine „Immensité de virtualité“, stamme von Bergson. Das wurde bereits im Text (S. 88) gesagt. Zudem war diese Formel inhaltlich längst vor H. Bergson bekannt. J. Endres

POHLMANN, Constantin: *Glaubensseminare für junge Erwachsene*. Freiburg 1966: Seelsorge Verlag. 108 S. kart. DM 7,80.

Die Bedeutung der sogenannten Erwachsenen Katechese ist in den letzten Jahren immer mehr erkannt worden. Die Predigt selbst kann nicht mehr allein den steigenden Anforderungen der religiösen Wissensvermittlung gerecht werden. Die Schwierigkeiten im religiösen Leben der Erwachsenen gehen nicht zuletzt auf das große Vakuum zurück, das durch den Wegfall katechetischer Unterweisung nach der Schul- und Berufsausbildung entsteht. Zudem wird sich der erwachsene Christ zunehmend seiner Mitverantwortung im kirchlichen Leben bewußt. Auch diese Tatsache erfordert ein Mehr an Verstehen und Wissen.

Der Verf. vorliegender Abhandlung über „Glaubensseminare für junge Erwachsene“ bietet hiermit eine gute Handreichung, die in die Aufgabenstellung der religiösen Erwachsenenunterweisung einführt — wobei der Schwerpunkt auf dem Glaubensleben liegt — und Vorschläge zu deren Lösung macht.

In der Berücksichtigung der Hörer wird die Situation des jungen Erwachsenen umrissen. Und gerade seine Situation läßt ihn besonders aufgeschlossen und interessiert an den Fragen um einen personalen Glauben sein. Der Dienst am Glauben wird dann aufgezeigt als Dienst an der Glaubensentscheidung, an der Glaubenserkenntnis sowie am Glaubensleben. Auch die Forderungen, die an den Leiter solcher Seminare gestellt werden, sind bedacht. Dann wendet sich der Verf. den konkreten Formen und der Methodik solcher Vortrags- und Gesprächsrunden zu. Abschließend kommen die Fragen nach der Auswahl des Inhaltes und der Gesamtkonzeption dieser weiterführenden Unterweisung und Einübung in den lebendigen Glaubensvollzug zur Sprache.

Der Seelsorger wird für diese praktische Handreichung dankbar sein. Über der notwendigen Sorge um das Kind und den Jugendlichen darf der Erwachsene nicht vergessen bleiben, der in Leben und Welt seinen Glauben bewähren und bezeugen soll. K. Jockwig.

CHAUCHARD, Paul: *Untugend der Tugenden — Tugend der Untugenden*. Düsseldorf 1967: Verlag Patmos. 188 S. kart. DM 15,80.

In dem vorliegenden Buch will Vf. nicht erneut auf die Grundlagen einer „natürlichen Moral“ zurückkommen, wie sie uns die Biologie, besonders die Neurophysiologie des Gehirns liefern kann, sondern er behandelt hier die Frage, inwiefern die verschiedenen Tugenden vom physiologischen Gesichtspunkt her gesehen richtig und die wichtigsten Laster vom gleichen Standpunkt aus betrachtet, unrichtig sind. Es ist die These des Vf., daß echte Tugend dem rechten Gebrauch des Gehirns entspricht, während die Laster dem Gebrauch widersprechen und zwar objektiv, d. h. von dem aus beurteilt, was die Wissenschaft als Aufgabe des menschlichen Gehirns festzustellen vermag. Am Leitfaden von sieben Trieben und Bedürfnissen, denen immer je eine tugendhafte Handlung bzw. eine tugendhafte Haupteigenschaft als Mitte oder Optimum zwischen zwei Entartungen zugeordnet werden, erläutert Vf. seine These. Die Bedeutung des Leibes, näherhin des menschlichen Gehirns, für die Entfaltung des Menschen zur vollmenschlichen Persönlichkeit tritt so immer wieder hervor. Vf. ist weit davon entfernt, die Tugenden nur als „Anhängerscheinungen“ des Leibes aufzufassen; er zeigt aber in stets neuer Beleuchtung, wie echte Tugend den richtig funktionierenden Leib unterstellt und ihm entspricht. Der Nachdruck, den Vf. auf die Rolle des Leibes auch für ein menschliches Tugendleben legt, soll zugleich all jenen Auffassungen entgegenarbeiten, die doch noch im Leibe letzten Endes etwas Unerfreuliches sehen, das besser nicht wäre.

Die „Physiologie“ der Tugenden, die hier geboten wird, ersetzt nicht die Metaphysik der Tugenden. Wenn Vf. von einer „natürlichen“ Moral redet, meint er damit nicht eine Moral, deren Inhalte und deren Verpflichtung einfach aus biologischen Gegebenheiten allein abgelesen werden können oder nur aus solchen Gegebenheiten abgelesen werden dürfen, sondern er will damit eine Moral bezeichnen, die aus einer Besinnung auf das Wesen des Menschen mit allen seinen Beziehungen gewonnen wird und die sich dann auch im Lichte der Neuro-